Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 4

Artikel: St. Martinstag : zum 11. November
Autor: Manz, Werner
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664764

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

St. Martinstag.

Zum 11. November.

Wer ist der langweiligste Heilige? Und die Antwort, die der witzige Volksmund Altbayerns auf diese Scherzfrage bereit hält: Der heilige Martin, denn obwohl er hoch zu Roß daher reitet, trifft er doch erst nach allen Heiligen (Allerheiligen) ein. Dafür ist er aber als glänzender Reiter inmitten seiner Heilsbrüder, die alle zu Fuß gehen müssen, einer der vornehmsten Heiligen. Ein „Schwarzer" ist der 11. November, der Namenstag des heiligen Martin, im Allerweltskalender. Um so heller leuchtet er aber im Festrot des Bauernkalenders. Gehört doch St. Martin, der als Herbstheiliger neben dem Erzengel Michael (29. September) steht, zu den volkstümlichsten Heiligen des Jahres.

„Martini, da bin i!" Griesgrämige Worte, mit denen sich der Winter ankündigt. Die Redensart: „St. Martin kommt nach alten Sitten zumeist auf einem Schimmel geritten", läßt mit dem Tage des Heiligen für die Landbevölkerung den Winter beginnen. Als Vertreter des vorchristlichen Wind- und Wettergottes Wotan treibt der ritterliche Glaubenskämpfer den Herbst aus und führt den Winter ein. Mit dem Martinstag wird nach dem Julianischen Kalender der Winter eingeleitet. Als altgermanischer Neujahrstag macht Martini dem 1. Januar, der seit dem 2. vorchristlichen Jahrhundert als Neujahrsanfang Geltung hat, noch lange den Rang streitig, bis die Annahme des Gregorianischen Kalenders (1582) unserem Neujahrstage zum Siege verhilft.

„Jörg (23. April) macht Schulde, Martini muß zahle." Was die wirtschaftliche Bereitschaft im Frühling an Geldopfern verschlingt, muß eben durch den Ernteertrag wieder eingebracht werden. Wie muß es dem armen Schuldenbäuerlein schwer ums Herz sein, wenn am Michaelstag (29. September) noch keine Aussicht besteht, den Verpflichtungen nachzukommen. „Der Michel mahnt, der Martl zahlt," sagt der an sprichwörtlichen Redensarten so reiche schwäbische Volksmund. Durch den Abschluß des Wirtschaftsjahres, der auch das Ende des Pachtjahres bedingt, wird Martini zum wichtigsten Termintag gestempelt, um den Kummer und Sorge schwingen. Was Lichtmeß am Eingang des bäuerlichen Arbeitsjahres ist, das ist der Namenstag des Heiligen für dessen Abschluß: Ziel-, Zahl- und Umstehtag. In der Feudalzeit Zehnten und Gefälle an weltliche und geistliche Grundherren, heute Hypothekarzinse, die auf Martini fällig sind. Einst Hühner und Gänse als Zinstiere für Gotteshaus und Kloster, Stift und Pfrund, und jetzt die Entrichtung des Martinizinses am Bankschalter. So steht denn St. Martin im üblen Ruf eines Zins- und Steuerheiligen, der nach der Ernte die vollen Bauernsäcke schröpft: „St. Martin ist ein harter Mann für den, der nicht zahlen kann." Ein böser Heiliger ist der Martl, der einem den Geldsack leert und's den andern gibt. Und welch anschauliches Bild des schwäbischen Volksmundes, das dem gleichen Gedanken Ausdruck gibt: „Wenn's Martini ist, gahn d'Schulde und d'Nebel nümme vo de Häuser weg." Damit trotz der drückenden Last der Humor zu seinem Rechte kommt, die Redewendung: „Am Martinitag pfeifet d'Zeisle," der das Wortspiel „Zinse" und Zeisige" zu Gevatter steht.

„O Martini, Bündelistag, und der Dienstbot Ziel," Gesindewechsel, Dienstantritt bei einem neuen Brotherrn. Da muß mancher „Martinsknecht" den Gehstecken schneiden, manche „Martinsmagd" ihr Bündelchen schnüren. Doch waltet noch heute auf vielen Bauernhöfen, wo gute Überlieferung hoch gehalten wird, der gute Geist eines patriarchalisch-schönen Dienstverhältnisses.

Martini ist die Zeit der großen Herbstmessen und Märkte, da der Winterbedarf für Haus und Hof gedeckt, um Frucht und lebende Ware gehandelt und gefeilscht wird. Der Verkauf eines auf hoher Alp gesömmerten „Rindli" oder „Chüeli", das am „Martini-Märt" aufgetrieben wird, bringt dem Kleinbauern der Ostschweiz den Herbsterlös, womit er seine Gläubiger befriedigen kann.

Um Martini, dem Schlußstein des germanischen Wirtschaftsjahres, findet mit der Erntearbeit auch die Jahresarbeit ein Ende. Bestellt ist das Winterfeld, gefüllt sind Keller, Speicher und Vorratsräume. Der Heustock türmt sich bis unter das Scheunendach. Gänse und Schweine zeigen die Wirkung reichlicher Mast. Die Weidezeit findet ihren Abschluß. Entspricht der Viehaustrieb im Frühling der Aussaat, so kommt der Heimtrieb von der Sommerweide der Ernte gleich. Eröffnet der „Auswärts", wie in der Alpwirtschaft, die Weidezeit, so wird diese durch den „Einwärts" geschlossen. Das Großvieh kehrt in festlichem Schmuck ins Dorf zurück, wo Böllerschüsse die Pracht der Viehhabe begrüßen. Mit dem altertümlichen Kultspruche: „Sankt Merte

schlug sing Frau mit Gerte" überreicht der Hirt in Niederbayern und Niederösterreich am Martinstag, dem letzten Weidtag, seinem Bauern die Martinsgerte — die Lebensrute — ein mit Eichenlaub und Wachholderzweigen umwundenes Birkenreis. Eine Symbolhandlung: uralter Fruchtbarkeitszauber.

„Martini — stell ini!" Das Vieh kommt wieder in den Genuß der Stallpflege. Die Heufütterung setzt ein: „Martei stell ei, Käthrei (25. November) muß Futtermagd sei." Für den Bauer kommt die Zeit beschaulicher Lebensweise und behaglichen Genusses. Als Krönung der Ernte das Erntefest, als würdiger Abschluß der Weidezeit ein feierliches Schlachtfest. So ruht denn am Tage des heiligen Martin, der als Bauernfeiertag in hohen Ehren steht, alle Arbeit. Reicher Herbstsegen schafft den mit fröhlichen Schmausereien, Gesang und Tanz begangenen Martinsfeiern die nötige Grundlage. Manche Festlichkeiten und Gelage schließen sich auch an das Zinsen an, wobei schon in älterer Zeit Hühner und Gänse als Leckerbissen auf den Tisch kommen. Küche, Keller und Geflügelhof leisten dem Festtag reichen Tribut. Neben Huhn und Ente liefert namentlich die Gans das Festgericht.

„Wenn alle Wesen Zungen wären, sie wären nicht imstande, das Lob des Heiligen würdig zu singen." Unter dem Gemäldering, der im Martinsdom der oberbayerischen Stadt Landshut die wichtigsten Begebenheiten aus dem Leben des Heiligen in feuersatten Glasfarben enthüllt, steht diese Lobpreisung im reich geschnitzten Chorgestühl. Ein inhaltsreiches Leben, ein märchenhafter Aufstieg vom heidnischen Krieger in Römerdiensten zum Bischof von Tours. Und die einzelnen Lebensstationen: Heilandsjünger durch das Mantelwunder Christi, Einsiedler und Priester, Frankenbischof und einer der ersten Heiligen des Nordens. So verherrlichen denn die Glasgemälde über dem Hochaltar den Werdegang des aus Sabaria, dem heutigen Stein am Unger in Ungarn stammenden Heiligen. Wir sehen den Glaubenskämpfer vor dem Kastell zu Amiens als Schimmelreiter, wie er mit dem Schwerte barmherzig seinen Mantel teilt, um einen nackten Bettler damit zu bekleiden. Wir schauen Martinus als Schläfer, den Christus im Traum durch das Mantelwunder bekehrt. Als Einsiedler, Priester und Gründer des gallischen Klosters zu Marmoutier erscheint der ritterliche Streiter im Bilde. Man erblickt den Berufenen im Gänsestall versteckt, weil er sich im Glauben seines Unwertes der Bischofswahl entziehen will. Mit Mitra und Krummstab schauen wir den Erkorenen zu Tours (375), als Tafel- und Becherheiligen bei römischem Gastmahl und endlich als selig-stillen Toten, aus dessen Grab (400) Gotteszeichen und Wunder blühen.

Mit St. Michael ist Martin einer der mannbarsten Heiligen, der ob seines kriegerischen Wesens und bescheidenen Sinnes dem germanischen Geiste so sehr entspricht, daß er schon im 5. Jahrhundert, zur Zeit der großen Völkerwanderung, unbegrenztes Vertrauen genießt. Seit dem großen Siege Chlodwigs über die Westgoten (507) tritt Martinus als Schutzheiliger der Franken auf, dem Chlodwig nach dem erfolgreichen Waffengang durch Hingabe ans Grabkloster zu Tours sein Schlachtroß opfert.

Als christlicher Glaubenskämpfer ist St. Martin der Schutzheilige vieler Kirchen und Kapellen. So ist ihm auch das kleine Kirchlein zu St. Martin im Calfeisental geweiht, dessen Fest alljährlich am Jakobstag (25. Juli) als Älpler- und Volksfeier die Bewohnerschaft des ganzen Taminatales und benachbarter Gebiete vereinigt. Und wie poesievoll die Legende den „Ritt" des bewehrten Heilsritters ins einsame Calfeisental zu gestalten weiß! Auf der Rückreise von Rom kommt der ritterliche Held auf den Ringelspitz. Ohne sich durch die schauerliche Tiefe des Taminabettes schrecken zu lassen, gibt der Furchtlose seinem Schimmel die Sporen und setzt in tollkühnem Sprunge 2400 Meter hinunter, ohne daß Roß und Reiter den geringsten Schaden nehmen. Wo der Martinsbrunnen dem Boden entquillt, zeigt der Felsen, auf dem der heilige Martin bei seinem „Ritt" ins Tal mit seinem getreuen Schimmel aufsetzt, dem gläubigen, durch reiche Phantasie genährten Gemüt noch heute die hufeisenförmigen Abdrücke. Ein Wunder, das den Heiligen zum Patron des einsamen Kirchleins zu St. Martin erhebt, dessen Altar ein Standbild des Heiligen zu Pferd trägt.

Aus dem Erbe des heidnischen Altvaters hat der streitbare Heilige viele Züge übernommen. Im 11. November, dem Begräbnis- und Festtag des heiligen Martin, lebt der altheidnische Neujahrstag mit all seinem Brauch und Glauben weiter. Als Hauptschutzheiliger der Franken erbt dieser das Brauchtum der altgermanischen Vorwinterfeste, die zugleich auch Ernte- und Hirtenfeste sind. Viele Hinweise auf Fruchttragen und neues Leben betreut der würdige Alte, der Heilige von altem Schrot und Korn, wie sein Vor-

gänger im Norden: der altväterische Gott. So ist denn Martinus der heimliche Fruchtbarkeits- und Segenspender, der Schutzgeist für den Sommerschluß. In dieser Eigenschaft segnet er die Martinsrute, die als Zauber- und Schutzmittel Kraft und Gesundheit spendet, jegliches Unheil vom Stall fernhält. Als „Pelz-Märtel" ist der Heilige Vorläufer des Kinderfreundes Nikolaus. Der Wotanschimmel, auf dem St. Martin stets erscheint, verbindet ihn in den ersten Heilszeiten, da heidnische und christliche Anschauungen sich kräftig mischen, mit dem altgermanischen Roßkult, den König Chlodwig in Beziehung zum heiligen Martin weiterführt. Schimmelreiter sind sie ja beide, der Göttergewaltige der heidnischen Vorzeit und der streitbare Vorkämpfer des neuen Glaubens. In Form von Umrittbräuchen, Hufeisenopfern und Roßsegen lebt uralter Roßkult im Altbayerischen an manchen Martinsstätten weiter. Da der Martinstag in den November fällt, übernimmt er auch die Erbschaft des altgermanischen Schlachtmonats: St. Martin wird Vieh- und Hirtenpatron. In dieser Eigenschaft wird er im sarganserländischen Alpsegen mit folgenden Worten um Schutz und Schirm angefleht:

„B'hüets Gott und d'r heilig Sant Marti,
Där wohl hier ufwacht und warti."

Schon gleich mit dem Eintritt Martins in die germanische Welt wird dieser Tafel- und Becherheiliger, gemäß seiner Teilnahme am römischen Kaisermahl. Zum Abschied läßt der Kaiser Maximus dem hohen Gaste einen Becher mit seinem Wappen überreichen. In der Bedeutung, die Martin als Weinheiliger spielt, wirken auch heidnische Opfergelage nach. Met, der Göttertrank, stillt als Martinstrunk durstige Kehlen. „Marteine, schenk Wein eine" rufen sich die Winzer zu, wenn sie den ersten Tropfen der neuen Rebenernte probieren. Der Meister bewirtet seine Arbeiter, der Bauer sein Gesinde mit dem Martinstrank. Weltliche und geistliche Feudalherren verabfolgen ihren Lehensleuten eine bestimmte Weinspende. Aber nicht nur Genuß verspricht der Martinswein. Er birgt auch Zauber- und Segenskraft. So finden sich denn im Böhmerwald Bursche und Mädchen im Dorfwirtshaus zum Martinstrunk ein, an welche Sitte sich die jedem Geschlecht eigentümlichen Wünsche und Hoffnungen knüpfen. So soll der Martinswein das starke Geschlecht noch stärker, das schöne noch schöner machen.

Aus ehemaliger Opfergabe und Seelenspeise ist das Martini-Festgebäck herausgewachsen. Kultbrote in verschiedenster Form wandern als Geschenk von Hand zu Hand, locken auf der Festtafel zum Schmause. In den Gebildbroten in der Gestalt von Hörnern und Bretzeln, Kuchen und Krapfen, Wecken und Laiben verzehrt das Volk altheidnische Kultopfer in Symbolgestalt.

Die Martinsgans ist Kernpunkt der Martini-Lustbarkeit. „Der Martin ist kein dummer Hans, ihm schmeckt die frisch gebratne Gans", heißt es in Deutschlands Westen. Bei reich und arm, hoch und niedrig erscheint schon in früherer Zeit der Martinsvogel als leckerer Festbraten auf dem Tisch. Sagt doch schon Sebastian Frank, der Sittenschilderer des 16. Jahrhunderts: „Unselig ist das Haus, das nicht auf die Martinsnacht eine Gans zu essen hat, und selbst der Ärmste muß solchen Braten haben." Allüberall ist die Gans mit dem Martinstag aufs innigste verbunden. Sie ist Inbegriff der Tafelgenüsse, Symbol der Festfreude. Auf ganz besondere Art und Weise, durch das sogenannte Gansreißen, -reiten oder -schlagen wird das Federvieh, Verkörperung des Vegetationsgeistes, seinem Schicksal ausgeliefert. Ein Kultbrauch, der im „Gansabhauen" des luzernischen Städtchens Sursee wiederkehrt. Einst erhabener Göttervogel, heute die sprichwörtliche „dumme Gans". Mit dem Fall des Kultes, der das Federvieh auf den heiligen Thron erhebt, verweht auch das Mystische, das die kapitolinische Wächterin des römischen Volkes umkreist. In Griechenland ist die Gans der Persephone heilig, als Attribut der römischen Juno wird sie zur berühmten Retterin des Kapitols, dem ein nächtlicher Überfall der Gallier droht. Gänsegeschnatter verrät den Aufenthaltsort des Heiligen, den Stall, worin sich jener versteckt hält, um sich der Bischofswahl zu entziehen.

Im Martinsfeuer hat sich das urheidnische Kultfeuer erhalten. Martinslichter in der Form von Räben- oder Kürbislichtern beherrschen die durch die Kinderwelt veranstalteten Umzüge. Wer möchte die „Räbeliechtli" in den Straßen Zürichs missen?

Als Wetterheiliger und Allwissender hat St. Martin das Erbe des altgermanischen Göttergewaltigen übernommen. Zukunftsgeheimnisse offenbart der Martinstag, enthüllt als Lostag die Witterung des Winters. Ein ganzer Kranz von Reimen und Sprüchen reiht sich um den Namen des Heiligen. Zwei Beispiele davon: „An Martini Sonnenschein, tritt ein kalter Winter ein." Und weiter: „St. Martinstag naß und trüb, macht den Winter lind und lieb". Als Liebes-

orakel-Tag erfreut sich Martin bei der erwachsenen Jugend großer Wertschätzung. Das altheidnische Opfer-Augurium lebt in der Sitte weiter, die die Martinsgans in der Weise in den Dienst des Orakels stellt, daß von der Farbe des Brustbeins auf die Gestaltung des Wetters geschlossen wird. Achte also auf die Farbe des Brustbeins, lieber Leser, falls du an einem Gansschmause teilnimmst. Reines Weiß deutet auf trockene Kälte, dunkle Färbung stellt nasse, trübselige Tage in Aussicht. Wer's erlebt, wird's ja sehen.

Dr. Werner Manz.

Martinsfest.

Von August Trinius.

Ein frischer Oktoberwind streicht über das Gelände, das sich angesichts der alten, einstigen freien Reichsstadt Erfurt nach dem Steigerwald hin breitet. Von den grünen Hügelwellen blickt das Auge hinüber zu der turmreichen Stadt, über deren Dächerschar die hehren Gotteshäuser des hoch und dicht beieinander liegenden Doms wie St. Severi feierlich in die Abendluft ragen. Die Sonne ist bereits niedergegangen. Doch ihr Leuchten taucht noch einmal alles in feurige, überirdische Glut. Und in diesem wundersamen Feuerspiel tummeln sich hoch in den Lüften einige Papierdrachen lustig durcheinander. Wohl ein halbes Dutzend halbwüchsiger Jungen begleiten das bewegte Spiel unter Lachen und Schreien, indem sie wie aufgeregte Wasserfliegen hin und her schießen.

„Haha! Meiner steht doch am höchsten!" Ein ungefähr zwölf Jahre alter Junge ruft es stolz. Die großen blauen Augen leuchten auf, da er jetzt den Blondkopf in die Höhe wirft.

„Meiner war vorhin ebenso hoch! Gelle, Viktor?" Der dies schreit, blickt dabei nach einem dritten, der nur als Begleiter sich angeschlossen hat, gleichsam zur Bestätigung seines Widerspruches.

„Natürlich! Ich hab's ganz genau gesehen," erwidert der Angerufene.

Martin Brink aber, der den kleinen Streit hervorgerufen hat, weist jetzt mit der freien Hand im Triumph in die Höhe.

„Und jetzt geht er noch höher!" Er beguckt den Rest des Bindfadenknäuels in seiner Hand. „Na, hoffentlich langt die Strippe!"

„Aaaah!" Aus den Kehlen der übrigen Jungen dringt da plötzlich ein Ton schlecht verhehlter Schadenfreude. „Aaaah! Jetzt geht's runter! Der hat genug! Der ist müde! Au! und wie er wackelt! Du, Martin: Wenn's nur nicht in die Bäume geht! Da ist es schlecht wiederkriegen."

Martin verfolgt das Schwanken und Sinken seines unsicher hin und her schaukelnden Drachens. Dann auf einmal dringt es wie ein halb unterdrückter Schmerzensruf von seinen Lippen. Der Drache, müde der Luftreise, und wohl auch nicht recht geneigt, Erdstaub für Himmelswonne einzutauschen, ist plötzlich mit einem Ruck in das Zweiggestrüpp einer Erle gefahren und sitzt da nun fest, der Dinge harrend, die da kommen können.

„Mein schöner Drache!" Martin blickt traurig empor zu dem ungetreuen Flüchtling. In seinen großen Augen scheint es heimlich feucht aufzuschimmern.

„Den kriegst du nicht wieder!" trösteten die Kameraden. „Laß dir nur 'n andern machen!"

„Und ich krieg' ihn doch wieder!" Martin zieht die Jacke aus und trifft Anstalt, den Baum zu erklimmen.

„Du! Laß das lieber!" Warnende Stimmen wollen ihn zurückhalten.

Ein geringschätziger Blick streift die anderen Jungen. Martin denkt daran, daß er das letztemal im Turnen sich eine Eins in der Zensur erworben hat, daß er im Klettern noch immer der Geschickteste seiner Klasse war. Im nächsten Augenblick hat er bereits Arme und Beine um den Stamm geworfen und beginnt den Aufstieg. Staunend sehen die Zurückgebliebenen ihm nach.

„Du, der schafft's wirklich!" raunt der eine dem anderen zu. „Jetzt ist er bald oben."

Martin ist inzwischen nahe seinem Drachen angelangt und versucht nun, das papierne Ungetüm loszuhaken. Doch Schnur und Schweif haben sich arg in das Gezweig verwirrt. Eine Weile bastelt er herum. Dann ruft er hinab:

„So! Nun hab' ich ihn! Haha!"

Dann ein Aufschrei, schrill und fürchterlich. Im nächsten Augenblick klatscht der Körper des Jungen zu den Füßen seiner Kameraden nieder, die entsetzt und bleich zurückweichen.

*

Am Friedrich Wilhelmsplatz zu Erfurt, da steht ein altes, hohes, graues Haus. Jahrhunderte sind über sein steiles, fensterreiches Dach gerauscht. In dieses Haus trägt man in später